

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 41

Artikel: Maria Waser : zum 50. Geburtstag am 15. Oktober 1928
Autor: Seelig, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Maria Waser / Zum 50. Geburtstag am 15. Oktober 1928.

Von Carl Seelig.

Stärker noch als unsere Dichter vertreten die Schriftstellerinnen der Schweiz das bürgerliche, behäbige oder gar ins Spießige ausartende Element in der Literatur. Sie stellen mit Recht der kämpferischen Umsturztenz der neuen Generation das zartere Gebot der Liebe gegenüber. So hat Maria Waser als eine ihrer beschaulichsten Vertreterinnen den Pflichtkreis der Geschlechts-genossinnen dahin formuliert, daß höchstes Ziel des Menschen die Erfüllung seiner schicksalhaften Bestimmung sei; „die Bestimmung der Frau aber liegt in ihrer Frauennatur. Deren tiefster Sinn heißt Mütterlichkeit. Sie ist unser Schicksal, unser Glück, unsere Macht. Dabei hängt es nicht davon ab, ob wir unsern Mutterberuf äußerlich verwirklichen — obschon die Kinderstube eine gute Schule zur wahren Mütterlichkeit sein kann; aber ist nicht diese ganze Welt eine große Kinderstube? — nur darauf kommt es an, daß wir unsere Mütterlichkeit innerlich erfüllen, daß wir das in unserem Leben verwirklichen, was allein es erträglich und sinnvoll macht und schön und was es in seinen ewigen Zusammenhängen hält: Güte.“

Dieses Bekenntnis charakterisiert die Jubilarin, deren 50. Geburtstag wir am 15. Oktober feiern, besser, als es der schneidigste Festartikel vermöchte. Denn Güte und Mütterlichkeit sind die Ideale, die sie ganz erfüllen. In einer, im Sammelband „Führende Frauen Europas“ erschienenen Selbstbiographie, die bezeichnenderweise gerade dort abbricht, wo sie andern erst darstellenswert erschiene: vor Examen, Reisen, Beruf, Heirat, Kindern, Werken — eine Eigentümlichkeit, die sie mit der Frage erledigt: Muß man, um Ausgang und Formel einer Kurve zu kennen, sie ganz hinzeichnen, um sie zu verstehen? — legt Maria Waser das Wurzelreich ihres Lebens bloß: die Jugend. Den Vater — gewesener Arzt in Herzogenbuchsee — rühmt sie als wahrheitsliebenden, heimlichen Philosophen, während in ihrer Mutter eine Künstlernatur geblüht habe. Beiden sei Helfen, Wohltun und Dienen selbstverständliche Pflicht gewesen. Auch der

Sinn ihres eigenen Lebens bestehe nicht im Führen sondern im Dienen. Vor ihrer Geburt habe man mit solcher Bestimmtheit auf den ersehnten Jungen gezählt, daß sie noch tagelang als „Er“ bezeichnet wurde.

Ihre Studien begann Maria Waser-Krebs 1894 am literarischen Knabengymnasium in Bern, worauf die üblichen Univeritätsjahre in Lausanne und Bern, sowie die Pro-

motion zum Dr. phil. für Geschichte und deutsche Literatur folgten. Von 1904 an redigierte sie mit ihrem späteren Gatten Prof. Otto Waser die Zeitschrift „Die Schweiz“ und publizierte einige Bücher, die die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart übernahm. Im ersten Roman, „Die Geschichte der Anna Waser“, lebt das Schicksal einer Zürchermaierin an der Wende des 17. Jahrhunderts auf, im folgenden, „Von der Liebe und vom Tod“, erstehen Novellen aus drei Jahrhunderten, und im dritten Buch, „Wir Narren von gestern“, sind die Bekenntnisse eines Einsamen niedergelegt. Daneben müssen als kleinere, aber ebenbürtige Arbeiten die Skizzenammlung „Scala santa“, die „Wege zu Hodler“ (erschieden bei Rascher in Zürich) und „Der heilige Weg“ — Erinnerungen einer Hellasfahrt — notiert werden. Fast immer tut sich in ihnen eine stille, warme und rückschauende Welt auf. Eine Welt, deren Besinnlichkeit der jungen Generation fremd geworden ist. Darum sprechen ihre Bücher mehr zu Liebesbedürftigen oder abgeklärten, als zu abenteuerlichen und kämpferischen Naturen. Und obwohl sie nicht immer eigentlich künstlerisch komponiert sind, haben sie doch ihre Sendung in der Welt: die Macht, zu trösten. Ihr höchstes Ziel sieht die Dichterin darin, daß ihre Bücher, deren Ursprung heiße Liebe zu Landschaft und Gestalt ist und das Rätseln am ewigen Wunder des Menschenherzens, sich einmal alle unter diesem Titel vereinen ließen:

„Von der Liebe und vom Leben.“



Die Dichterin Maria Waser.
(Klischee von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.)

Die Tochter Homers.

Aus Maria Wasers „Der Heilige Weg“.*

„Eine seltsame Legende formte sich mir aus der Wahrnehmung“, daß in der Ilias und in der Odyssee zwei Welten sich treffen: die eine vergleichbar dem reifschweren, gewitterträchtigen Sommertag, die andere die hellwechselnde Bunt-

* In der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart, Maria Wasers Verlag, erschien 1927 dieses letzte Werk der Dichterin. Sie nennt es im Untertitel: „Ein Bekenntnis zu Hellas“. Man könnte die Dichtung — denn eine Dichtung ist aus dieser sprudelnden Quelle der Begeisterung herausgeflossen — „Das Hohe Lied des Philhellensimus“ nennen. Maria Waser fand aus ihrer Vertrautheit mit Homer, zu dem ihr kein Geringerer als Georg Finsler und später eigene Reisen in Griechenland an der Seite des gelehrten Gatten Führer waren, den „Heiligen Weg“, der bis zu den Pforten der griechischen Mysterien führt. Mit großartiger dichterischer Ausdruckskraft schildert sie dann die Sprache, die Ideen, die Formenwelt und das Land der Griechen. Wenn Pphigienie dieses Land mit der Seele „suchte“, so hat Maria Waser es mit der Seele gefunden.

heit des Frühlings. — „Ach, es ist so schön, wenn man nicht wissenschaftlich zu sein braucht (Georg Finsler, der Homersforscher, hütete sich wohl, die Schüler mit seiner Wissenschaft zu belasten, in der Meinung, daß man der Jugend den Weg zu den Ursprüngen unbeschattet lassen müsse), so beglückend, wenn man der lebensschaffenden Sage glauben darf und an ihr weiterspinnen: Der blinde Sänger an seiner einsamen Küste, sicher war er nicht allein — blind, alt, allein, wie hätte er da die Kraft gefunden, zum gewaltigen Sang? — sicherlich war er wie Oedipus betruet von der Liebe eines Kindes. Ich sah diese Tochter Homers vor mir: hochgewachsen, blond wie die Lieblinge der Griechen, feingliedrig wie Naukkaa und flammenden Auges wie die Pallas selbst. Und ich sah sie, gebunden an den Blinden, gefesselt an die einsame Küste, Herz und Ohr voll von den Gesichten, den Gesängen des Vaters und vor sich, Weg aller Wunder, Weg aller Sehnsüchte, das unendliche

Meer. Und spürte, wie ihre Einsamkeit sich mit dem Bild des göttlichen Dulders füllte, bis in dieser märchensüchtigen Seele das mächtige Lied sich formte, Lied der Abenteuer, der Prüfung, das ewige Mignonlied des Heimwehs. Und es nahm in sich auf den unendlichen Wellenschlag des Meeres, nahm die Form der väterlichen Gesänge; aber die Farbe gewann es aus der jungen Seele: weiße Wanderwolken im sehnsüchtigen Blau. Während der Vater von den Kämpfen der Helden sang, von Macht und Hinterlist und Triumph der Götter, von Macht und Hinterlist und Not der Sterblichen, so sang sie die Schicksale des Helden, den ihre Seele liebte wie das Sinnbild des eigenen wandersüchtigen Blutes, Odysseus, des Lieblings der jungfräulichen Göttin, des von der fernen Gattin schmerzvoll Ersehnten, von der Zauberin heiß umworbenen, von neidischen Göttern Verfolgten, um den Naufikaa den heimlichen, den namenlos grausamen Schmerz litt. . . Naufikaa, hätte wohl ein Mann sie so gezeichnet, mit diesem Wissen um die geheimen Träume, um die feinen Listen und die großen Unvorsichtigkeiten des Mädchenherzens, und hätte er die zarte Verhüllung der stillen Tragödie enttäuschter Liebe über sich gebracht? Hätte er sie nicht ans Licht gezogen wie Vergil die Tragödie der Dido?

Niemandem sprach ich von dieser Legende; aber ich glaubte daran, und es war wundervoll, wenn bei unserer Odyssee-Lektüre allenthalben aus den unausgeglichenen Jünglingsstimmen meiner Kameraden, aus der dunkel rollenden Georg Finlers es mich Schwesterlich grüßte, war wie ein heiliges Geheimnis und holdes Einverstehen, vor dem die Jahrtausende schmolzen und alles Gegenwart wurde.“

Die Bretagne.

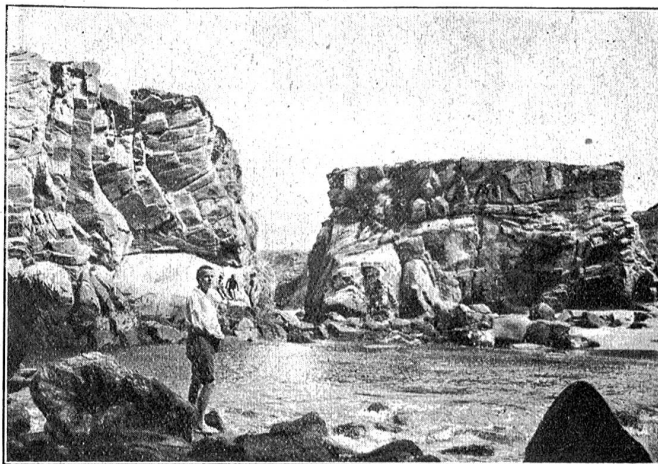
(Aufnahmen vom Verfasser.)

Land und Leute.

Tausende von Schweizern haben in den letzten Jahren unser westliches Nachbarland besucht, ihrer viele das alte Armorica, die Bretagne. Und sie alle haben diese interessante Provinz Frankreichs, die einem mächtigen Wellenbrecher gleich weit in den wilden Ozean hinauspringt, als südlicher Gipfeler der Ausgangspforte des Narmellkanals, lieb gewonnen. Armorica nannten die alten Römer das Land, die von ihrer Hauptstadt Vannes aus nach allen Seiten ihre Strahlenzüge zogen, von welchen viele heute noch bestehen. Sie hatten recht, denn ein Land am Meere ist die Bretagne und Armoriker, Meeresanwohner, seine Bewohner. Das Meer, das zu vier Fünfteln die Grenze bildet, von allen Seiten heranbraust, drückt naturgemäß Landschaft und Bevölkerung den Stempel auf.

Die bretonische Küste ist eine Steilküste, wie unsere Bilder weisen. Mächtige Granitfelsen streben am offenen Meer steil und unmittelbar zu Achtung gebietender Höhe, hier 20 Meter hoch, dort fünfzig und mehr Meter. Da brechen sich in unaufhörlichem Wechsel die heranrollenden Wellen in weithin hörbarem Donner. Und wenn Surois und Norois ihre Wind- und Sturmfackeln aushängen, dann peitscht der weiße Gischt haushoch an die granitnen Ranten, jagt die Brandung Welle um Welle mit atemraubender Gewalt an die Halt gebietenden Tore. Diesem Anprall war und ist auf die Dauer der festeste Granit nicht gewachsen. Die bretonische Küste hat daher nicht gerade, klare Linie, die man vom granitnen Steilufer erwarten könnte. Sie ist wild zerrissen, von einem Trümmerfeld begleitet, gewaltigen Felsblöden, die sich lösten, nachdem sie genügend unterwaschen waren. Und die Arbeit wird fortgesetzt. Hier ist eine tief unterwaschene Kluft, dort eine regelrechte Höhle, in welche man zur Ebbezeit trockenen Fußes eintritt und in ihren Zrunden und Durchgängen nach seltenen Muscheln und allerlei Meerestier sucht, die zu Sturmzeiten den Brandungsdonner zu einem unheimlichen Grollen verdichten. In andere, tiefere Höhlen aber rudert dich der emsige Schiffer und zeigt dir

seltene Farbkontraste und eigenartige Bildungen. Dort wieder ist ein Felsvorsprung, der heute noch led und kühn ins Meer vorpringt. Aber bereits haben die unerfättlichen „Arbeiter“, wie du, lieber Leser, aus einem Bilde siehst, einen Durchgang geschaffen, durch welchen sie dir in Sturmzeiten hohnlachend weißen Gischt in die Augen schleudern. Eigenartig ist die Tatsache, daß der erste Schnitt des offenen



An der bretonischen Küste: Interessante Sjordbildung im Kleinen.

Meeres in die Küstenflanke ein senkrechter ist! So sehen wir überall, im Morbihan, im Finistère, im Norden der Bretagne, die Fjordbildung im Kleinen, ausgeprägter im Finistère, in den Anfängen im Morbihan, im Süden der Halbinsel. Das schafft eine ungeheure Mannigfaltigkeit und Größe, stets neue, fesselnde Bilder grandioser Schönheit.

Aber zwischen den Felsen, hinter schwarzen Klippen versteckt, hat es immer wieder kleine, stille Plages von entzückender Lieblichkeit und Schönheit, Buchten mit feinkörnigem Sand, den die Flut Tag für Tag zweimal scheuert, Eldorados für die Badenden, die sich im scharfen Wellenschlag des mer sauvage, wie der Volksmund den offenen Ozean nennt, dem köstlichen Genuß hingeben.

Ab und zu ist das Meer indes mit seiner stillen Minierarbeit nicht zufrieden. In gewaltigen zeitlichen Abständen schleuderte es seine großen Sturmfluten an die Küsten, die sich in plötzlichem Anprall tief in das Land einfügten. Ueberall erzählt das zerrissene Littoral von solch' verheerender Tätigkeit. Da entstanden die Binnenmeere, die in der Form von Rivieren ihre Wurzeln tief ins Land hinein senden. Eigenartig ist das Bild der dadurch entstandenen Inseln und Halbinseln, die nur wenig über den Meerespiegel ragen. Insel um Insel, Halbinsel um Halbinsel, reiht sich im Gesichtskreis bis zum fernen Horizont in unregelmäßiger Folge zickzackartig ineinander, ein wahres Chaos von Land und Wasser bildend. So ist es im Golf du Morbihan. Das Volk aber hat die Erinnerung an diese Naturkatastrophen nicht verloren. Die alten Sagen und Balladen wissen von versunkenen Städten und Dörfern zu erzählen, von Glockengeläute, das zu Zeiten aus den Tiefen des Meeres heraufklingt. In der Nähe von Quimper schaute durch Jahrhunderte hindurch an der Stelle der versunkenen Stadt Is bei niedrigem Wasserstand ein Druidenstein aus dem Meere. Das Volk behauptete, es sei einer der Altäre der untergegangenen Stadt. Noch vor einem halben Jahrhundert fuhr jedes Jahr ein Priester einmal mit einem Boot zu diesem Stein, um die Messe zu lesen.

Geologisch ist die Bretagne überaus interessant. Der Boden besteht aus Granit oder anderem kristallinischem Gestein. So ist der Aufbau ein ganz anderer als im übrigen Frankreich. Geographisch gehört die Bretagne wohl zu Frankreich, geologisch ist sie zu Westengland zu rechnen, von wel-